

HERA LIND

Verwechself-
jahre

ROMAN



DIANA

HERA

LIND

Verwechsel-
jahre

ROMAN

Diana Verlag

Dieses Buch erhebt keinen Faktizitätsanspruch. Es basiert zwar zum Teil auf wahren Begebenheiten und behandelt typisierte Personen, die es so oder so ähnlich gegeben haben könnte. Diese Urbilder wurden jedoch durch künstlerische Gestaltung des Stoffs und dessen Ein- und Unterordnung in den Gesamtorganismus dieses Kunstwerks gegenüber den im Text beschriebenen Abbildern so stark verselbstständigt, dass das Individuelle, Persönlich-Intime zugunsten des Allgemeinen, Zeichenhaften der Figuren objektiviert ist.

Für alle Leser erkennbar erschöpft sich der Text nicht in einer reportagehaften Schilderung von realen Personen und Ereignissen, sondern besitzt eine zweite Ebene hinter der realistischen Ebene. Es findet ein Spiel der Autorin mit der Verschränkung von Wahrheit und Fiktion statt. Sie lässt bewusst Grenzen verschwimmen.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2013 by Diana Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Covergestaltung: t.mutzenbach design, München
Covermotiv: Shutterstock.com (Le Panda, Guy's Art, vector_ann)

Autorenfoto | © Regina Hügli
Satz | Leingärtner, Nabburg
ISBN 978-3-641-09134-7
V004

www.diana-verlag.de

1

Nebenan wurde was für dich abgegeben.« Meine Mutter saß mit ihrer Lieblingswolldecke vor dem Fernseher. Sie war gerade einundneunzig geworden und wohnte noch bei mir. Na ja, die Wahrheit war: Ich wohnte noch bei ihr. Das Schicksal hatte es so gewollt, dass wir seit sechsundvierzig Jahren eine eingeschworene Zweck- und Wohngemeinschaft waren. Abgesehen von meinem schrecklichen Aufenthalt in dieser grauenhaften Klinik damals, waren Mutter und ich noch nie länger als drei Tage getrennt gewesen.

»Bei welchem Nebenan?« Schwungvoll stellte ich die Einkaufsstüben auf den Tisch und schob Mutter ein Kissen in den Rücken. Bitte sag jetzt nicht: »Bei Rainer«, flehte ich innerlich.

Rainer Maria Frohwein war unser direkter Nachbar im Sechsparteienhaus. Ein früh pensionierter Lehrer, der mich aus irgendeinem Grund vergeblich liebte. Es war wirklich anstrengend, ihm ständig begegnen zu müssen.

»Bei Rainer!«

Ich schluckte. Anscheinend gab es kein Entrinnen. Ich meine, Rainer Frohwein war nett, keine Frage. Aber irgendwas in mir stellte sich quer. Ich konnte auch ohne Rainer leben.

»So ein hilfsbereiter Mann.« Mutter richtete sich auf und lächelte mich an. Im Schein der Nachmittagssonne, die durch den Vorhangspalt fiel, sah ich ihre tausend lieben Fältchen. Sie streckte ihre mageren Hände nach mir aus. »Komm, Kind, setz dich!«

Ich ließ mich auf die Lehne ihres Rollstuhls sinken. Mutters Augen wurden wässrig: »Carin, Liebes. Der Rainer ist doch so ein netter Kerl.«

»Ja, Mutter. Ich weiß.«

»Und er schreibt dir so nette Briefe.«

Ich verdrehte die Augen.

»Mutter, was wurde bei Rainer für mich abgegeben?«

»Ein Zettel. Mit einer Telefonnummer. Ich hatte meine Brille nicht griffbereit, deshalb habe ich zu Rainer gesagt, er soll ihn dir doch nachher selber geben.«

Wenn das nicht ein Trick war. Rainer gab mir ständig Zettel. Da standen Gedichte drauf.

Kostprobe gefällig?

*Dort,
wo ich
immer hinwollte –
am Ende
des Regenbogens –
dort
fand ich
dich.*

Schön, nicht? Wenn unsere benachbarten Wohnungen im Maiblümchenweg 17 a für ihn das »Ende des Regenbogens« waren – warum nicht. Ich sah darin eher eine Warteschleife. Meine Mutter wollte nur, dass Rainer wieder einen Grund hatte, vorbeizuschauen. Sie hatte einen Narren an ihm gefressen. Klar, er war ein »alleinstehender Mann«, geschieden, gediegen, nett und zuverlässig ... leider auch sterbenslangweilig. Seinen Modeberater hätte ich erschlagen können. (Kleiner Scherz: Er hatte keinen. Irgendjemand hatte ihn bereits erschlagen.) Ich versuchte, unseren Nachbarn auf Abstand zu halten, was gar nicht so einfach war.

»Verstehe. Und was ist das für eine Telefonnummer?«

»Keine Ahnung. Laut Rainer hat jemand aus Hamburg bei ihm angerufen, der eigentlich dich sprechen wollte.«

»Wer ist denn so blöd und ruft Rainer an, wenn er mich sprechen will?« Ich lachte auf. Wenn das nicht schon wieder einer seiner Tricks war. »Haben wir etwa kein Telefon?«

»Doch.« Mit zitternder Hand griff Mutter nach dem kleinen Gerät, mit dem sie die Lehne ihres Rollstuhls elektrisch verstellen konnte.

Versehentlich fuhr sie erst mal in die Horizontale. »Aber ich hab das Klingeln nicht gehört, mein Hörgerät war nicht an. Und du warst ja nicht da.«

»Nein, Mutter.« Ich fuhr sie wieder in die Sitzposition. »Ich war in der Bibliothek. Wie jeden Tag.« Ich verdrehte die Augen. »Ich arbeite dort. Auch da bin ich telefonisch zu erreichen.« Ich tätschelte meiner Mutter liebevoll die Hand. Manchmal hatte sie den einen oder anderen kleinen Aussetzer. Vielleicht kultivierte sie das aber auch und spielte mir die Verwirrte vor, um ihre Ziele zu erreichen.

»Rainer sagt, der Anrufer war von irgendeinem Verlag.«

Ach so. Jetzt verstand ich, was los war. Ich wollte den *Stern* abonnieren und hatte irgendeinem Zeitschriftenanbieter auf den AB gesprochen und um Rückruf gebeten. Ich begann, die Einkäufe auszupacken. »Das ist nicht so wichtig, Mutter. Aber erzähl, wie ist es dir heute so ergangen?«

Mutter schilderte mir, was sie den ganzen Tag erlebt hatte. Erst war die Putzfrau da gewesen. Dann war der Briefträger gekommen, anschließend Essen auf Rädern, schließlich war sie vor dem Fernseher eingeknickt, bis Rainer wegen dieser Telefonnummer vorbeigeschaut hatte – und schon war der Tag fast wieder vorbei.

»Warum hat Rainer den Zettel nicht einfach hiergelassen?« Leicht verärgert stellte ich Milch und Joghurt mit etwas zu viel Karacho in den Kühlschrank.

»Ich glaube, er will dir einfach mal wieder Hallo sagen.«

Ich seufzte. »Mutter. Bitte hör endlich auf, mich mit Rainer zu verkuppeln.« Mit einem Joghurt und einer Serviette setzte ich mich zu ihr. »Hier. Vanille. Deine Lieblingssorte.« Mutter ließ sich folgsam füttern.

»Er wäre immer für dich da, mein Kind.«

»Ja, ich weiß. Es ist schön, wenn man nette Nachbarn hat.«

»Wenn ich mal nicht mehr bin.«

»Mutter: Erstens bist du noch, und zweitens bin ich erwachsen.«

»Aber du brauchst doch jemanden ...« Mutter bekam feuchte Augen. »Du warst doch noch nie allein auf dich gestellt ...«

»Aber Mutter!« Ich wischte ihr mit dem Serviettenzipfel eine Träne ab, die sich gerade verselbständigen wollte. »Was sind denn das heute für düstere Gedanken?«

»Ich habe Angst, dass ich bald abkratze.«

Oh. Dieses Gespräch nahm eine immer unerfreulichere Wendung. »Wir müssen alle eines Tages sterben!«

»Aber ich habe vielleicht nicht mehr lange ...« Sie sah mich mit einem verzweifelten Lächeln an.

Ich musste ein Grinsen unterdrücken. Diesen Spruch hörte ich nun seit über dreißig Jahren. Seit dreißig Jahren sagte sie: »Das könnte mein letztes Weihnachten sein. Das könnte mein letzter Frühling sein. Das könnte mein letzter Muttertag sein.« Jeder Feiertag wurde von ihr auf diese Weise anmoderiert.

Jetzt sagte sie weise: »Das könnte mein letzter Sommer sein.«

Mir gefror das Lächeln auf den Lippen. »Dann lass ihn uns doch noch genießen! Komm, ich bringe dich auf den Balkon.«

Energisch zog ich die Vorhänge auf und schob meine Mutter hinaus in die Sonne.

Auf dem Balkon nebenan hantierte Rainer. Im Moment hingte er seine gewaschenen Hemden umständlich auf einen Wäscheständer. Alle hatten dieselbe undefinierbare Form und Farbe und waren von der Marke »Keiner wäscht Rainer«. Rainer war immer zufällig auf dem Balkon, wenn unsere Balkontüre aufging. Er schien eine Art Frühwarnsystem in seiner Wohnung zu haben: Achtung, die Nachbarbalkontür! Wenn das Alarm schlug, flitzte er aus seinem Bau, um Witterung aufzunehmen. Ich warf einen Blick auf seine unsägliche Wachstumstischdecke, auf der seine Kakteensammlung stand. »Hallo«, sagte ich freundlich.

»Oh, Carin, gut, dass ich dich sehe!« Rainer wurde ein bisschen rot. »Grüß Gott, Frau Bergmann!«, begrüßte er meine Mutter artig.

»Er ist so ein netter Mann!«, flüsterte die mir unüberhörbar zu. »Er braucht dringend eine Frau im Haus!«

»Mutter!«, zischte ich zurück. »DENK nicht mal dran!«

Das hatte er gehört.

Seine Unterlippe zitterte leicht, und er steckte die Hände in die Taschen seiner ausgebeulten Cordhosen. Sein schütterer Haarkranz lag wie ein verdorrter Adventskranz um seine Glatze. Rainer sah irgendwie rührend aus in seinem eingelaufenen Wollpullunder über dem angegrauten Hemd, das er wahrscheinlich mit der Buntwäsche in die Maschine getan hatte. Der Kragen wellte sich wie eine Wurstscheibe, die zu lange in der Sonne gelegen hat. Ich musste mich schwer beherrschen, ihn nicht in Form zu ziehen. Aber das hätte eindeutig ein falsches Signal gesetzt. Ich räusperte mich, bemühte mich um einen neutralen Nachbarinnen-Ton.

»Mutter sagt, du hast eine Nachricht für mich?«

»Ja. Hier.« Mit zitternden Fingern reichte Rainer mir den Zettel. Ich erkannte seine Handschrift auf Anhieb, schließlich war sie mir wohlvertraut.

*Zwischen
gestern und heute
habe ich dich
ganz deutlich
an mir
gespürt –
auch wenn da
noch eine gewisse
Entfernung war.*

Aha. Die Entfernung betrug zwar nur wenige Zentimeter in Form einer Wohnungszwischenwand, aber er meinte wahrscheinlich eher meine freundliche, aber unwiderrufliche Distanziertheit, die er einfach nicht akzeptieren wollte. Der letzte Brief, den er mir zugesteckt hatte, lag mir noch schwer im Magen:

*Nichts,
was im Kopf entsteht,
ist
unveränderlich.
Aber*

*meine Liebe zu dir
entstand im Herzen.*

Auf seine Art war Rainer Frohwein wirklich bezaubernd, aber er war weit davon entfernt, mein Traummann zu sein. Mutter hingegen fand sein altmodisches Werben einfach nur hinreißend.

»Wer schreibt denn heute noch so wundervolle Gedichte?«, sagte sie immer wieder. »Und dann noch in dieser wunderbaren Handschrift. Jeder normale Mann benutzt inzwischen den Computer!«

Tja, wo sie recht hatte, da hatte sie recht. Natürlich war es romantischer, seine Angebetete mit grüner Tinte zu besingen, statt ihr eine SMS oder eine Mail zu schreiben. Aber nachdem wir Wand an Wand wohnten, und das seit achtzehn Jahren, waren seine Bemühungen um mich auch etwas penetrant. Als Frühpensionär mit amtsärztlich bescheinigtem Burn-out-Syndrom hatte der Mann eindeutig zu viel Zeit. Für mich.

»Rainer! Nicht noch 'n Gedicht! Mutter sagt, da hat jemand aus Hamburg für mich angerufen?«

»Wie?« Rainer wühlte in den Untiefen seiner ausgebeulten Cordhose. »Ach so, entschuldige. Das solltest du erst später kriegen.«

Mutter ließ uns nicht aus den Augen.

Ich kam mir total bescheuert vor, als ich da mit ausgestreckter Hand auf dem Balkon stand. Doch was Rainer Frohwein nun aus der Hosentasche zauberte, war ausnahmsweise mal kein Gedicht. Mir entfuhr ein erleichterter Seufzer. Na also, geht doch! Es war eine Telefonnummer mit Hamburger Vorwahl.

»Bestimmt vom Verlag«, stellte ich fest, nachdem ich die Lesebrille aufgesetzt hatte. Ich warf ihm ein strahlendes Lächeln zu.

»Es war ein gewisser Roman Stiller dran«, bemerkte Rainer eifrig.

»Sicherlich ein Mitarbeiter aus der Abo-Abteilung.«

Mein Nachbar zuckte die Achseln. »Er bittet um dringenden Rückruf.«

Ich sah auf die Uhr. »Es ist schon nach sechs. Meinst du, ich kann da jetzt noch anrufen? Ich wollte einfach nur den *Stern* abonnieren. Da ist sicher niemand mehr im Büro.«

In Rainers Augen glomm Hoffnung auf. »Ich kann das auch gern für dich im Internet erledigen.« Schon trat er näher an unsere halbhohe Trennmauer heran. Der Wäscheständer wackelte bedenklich. Ich sah, wie die winzigen Schweißperlen auf Rainers sommersprossiger Stirnglatze in der Sonne glänzen.

»Lass nur, das kann ich auch«, entgegnete ich würdevoll.

»So lass dir doch von Rainer helfen, Kind! Er meint es nur gut.«

»Mutter!«

»Ich will mich ja nicht aufdrängen«, beteuerte Rainer, ohne rot zu werden.

Nein. Nicht doch. Rainer und aufdrängen? Was für ein absurder Gedanke, stöhn! Ich warf dem in Liebe Entbrannten einen genervten Blick zu. Diesen Spruch hörte ich ebenfalls seit Jahren. Warum tat er es dann? Immer wenn ich ihn bat, meine Privatsphäre zu respektieren, sagte er Sätze wie: »Du bist ein freier Mensch. Tu, wonach dir ist. Entfalte dich nach Herzenslust.« Dabei schien er sich unheimlich großzügig vorzukommen. Als ob es eine Gnade wäre, von ihm in Ruhe gelassen zu werden. Ich meine, hallo? Wir waren Nachbarn! Wir waren KEIN PAAR! Jedenfalls nicht aus meiner Sicht. Ich schluckte und versuchte, eine unangenehme Erinnerung in den Schlund des Vergessens zurückzubefördern.

»Siehst du, Kind, er will sich nicht aufdrängen!«, sagte Mutter wie zu einem lernbehinderten Erstklässler. »Er hält sich bescheiden im Hintergrund.«

Na, das wüsste ich aber! Ich schob Mutter so, dass sie ein wenig in die Sonne blinzeln konnte. »Hast du alles?«

»Ja, ja, Kind, mir geht es gut. Kümmere dich ruhig um deine Angelegenheiten.«

Täuschte ich mich, oder zwinkerte sie Rainer vertraulich zu? Ich schüttelte den Kopf. »Du meldest dich, wenn du mich brauchst?«, fragte ich Mutter. Dasselbe fragte mich Rainer. Mit leerem Blick starrte ich ihn an. Ging wieder in die Wohnung. Und zog die Balkontür laut vernehmlich hinter mir zu. Man sollte doch eine gewisse Distanz wahren. Denn war Rainer erst mal bei uns in der Wohnung, ging er nicht so schnell wieder. Dann fand er hier was zum Schrauben, dort was zum Sägen, holte mit großer Geste seinen Handwerkskoffer der Marke Jippijahaha hervor und hatte schon wieder eine

Duftmarke gesetzt. (Nein, zum Pinkeln ging er schon noch nach nebenan, aber Sie wissen, was ich meine.) Es wäre halt so praktisch gewesen! Rainer und Mutter träumten gleichermaßen davon, die Wand zwischen unseren Dreizimmer-Eigentumswohnungen niederzureißen. Die Umbaupläne hatte Rainer schon gezeichnet. Dann wären wir eine perfekte Kleinfamilie. Vater, Mutter, Großmutter. Denn ein Kind hatten wir ja keines. Leider.

Das war ein dunkles Kapitel in meinem Leben. Ich wischte mir hastig über die Augen. Bloß nicht darüber nachdenken. Das war Vergangenheit.

Die Vorstellung, mit Rainer zusammenzuziehen, war einfach bizarr. Besonders die Vorstellung von einem gemeinsamen Schlafzimmer »nach hinten raus«. (Bitte nicht falsch verstehen. Die ursprüngliche Bedeutung ist schon schlimm genug.) In Eiche rustikal. Mit bügelfreier Frotteebettwäsche. Dann doch lieber ein Massai, der nicht lesen und schreiben kann (und die Missionarsstellung nicht mal ansatzweise in Erwägung zieht). Oder vielleicht doch nicht? Egal, beides war für mich ähnlich verlockend. Mutter waren solche Dinge natürlich egal. Aus dem Alter war sie raus. Sie dachte da viel praktischer. »Endlich ein Mann im Haus!«, würde sie jubeln. Ein großer, starker (dicker) Bär, der uns beschützt. Nun ja, er hätte sich um sie gekümmert. Betreutes Fernsehen, so was in der Art. Dann hätte ich ihr gegenüber nicht so ein schlechtes Gewissen haben müssen, wenn ich sie täglich acht Stunden allein ließ.

Leider gab es da eine winzige Kleinigkeit, die mich daran hinderte, begeistert die Handwerker zu bestellen: Ich, Carin Bergmann, sechsundvierzig und ledig, wollte nicht mit Rainer Frohwein zusammenleben! Obwohl ich auf dem besten Wege war, eine alte Jungfer zu werden, wie Mutter gerne durchblicken ließ. Lieber welkte ich einsam vor mich hin, wurde wunderbarlich und vertrocknete meinerwegen (alles düstere Prognosen meiner Mutter), als so einen faulen Kompromiss einzugehen! Mutter war fest davon überzeugt, dass ich nie mehr einen Mann kennenlernen würde, der mich so auf Händen trug wie Rainer. Was ich mir denn noch erträume, in meinem Alter?! Worauf ich denn warte?! Sooo schön sei ich nun auch nicht mehr! Welkende Blumen müsse man pflücken und schnell ins Wasser stellen, bevor sie faulig werden. (Danke, Mutter!)

Doch ich war zufrieden mit meinem Leben. Es hatte Turbulenzen gegeben, aber bei wem gibt es die nicht? Und ich musste auch gar nicht auf Händen getragen werden. Naaaaa guuuut, zugegeben: Natürlich war da mal was gewesen, mit Rainer und mir. Vor Jahren. Er hatte wirklich alles versucht, mich für eine eheähnliche Partnerschaft zu gewinnen, und wir waren ein paarmal zusammen aus gewesen. Und, jaaaaaa, wir waren auch einmal im Bett gelandet, nach zwei Flaschen Froh-Wein. Oder waren es doch mehrere Male gewesen? Jaaaaa, zugegeben, ich hatte versucht, mir den Mann schönzutrinken, allein schon meiner Mutter zuliebe. Und jaaaaa, ich hatte versucht, über meinen Schatten, sprich, über die Balkonmauer zu springen. Gott, war ich damals betrunken! Ich erinnerte mich nur ungern daran. Es war, ohne Rainer zu nahe treten zu wollen (denn dafür sorgte er selbst), nicht so der Hit. Nein, also, alles, was recht ist. Es war ... bemüht. Er bemühte sich, mich glücklich zu machen, und ich bemühte mich, ihn in dem Glauben zu lassen, er hätte mich glücklich gemacht. (Selber schuld, Carin Bergmann!) Im Nachhinein fand ich es schrecklich unfair von mir, ihn so belogen zu haben. Ich schämte mich, als ich am Morgen danach in den Spiegel sah. Er war so siegesgewiss, so rührend verliebt gewesen. Er hatte richtig glücklich gelacht und geglaubt, mein glückliches Lachen sei echt gewesen. Dabei konnte ich nach vollbrachtem Akt gar nicht schnell genug in meine Behausung zurückkommen. Er dachte, ich wäre genauso verliebt wie er, und rief zärtlich: »Lass dir Zeit, denk in Ruhe über alles nach!« Während ich einfach nicht fassen konnte, dass mir so etwas Dämliches passiert war! O Gott, warum täuscht man als erwachsene Frau einen Orgasmus vor? Das ist doch ein Eigentor!

Solche Dinge konnte ich leider nicht mit meiner Mutter diskutieren. Das Einzige, was sie je zu diesem Thema gesagt hatte, war: »Pah! Eine Frau MUSS keinen Orgasmus haben. Es gibt Wichtigeres im Leben.« Und in ihrer Denkblase stand: »Wo kommen wir denn da hin, wenn jede Frau einen Orgasmus haben will!« EINEN, Mutter? Ich bin nicht sicher, ob wir in derselben Liga spielen!

Aber zurück zu Rainer. Briefe wurden unter dem Türspalt hindurchgeschoben, in denen stand: »Ich will dich ganz für mich

gewinnen!«, und: »Du hast einen glücklichen Mann aus mir gemacht«, dabei hatte ich einen Trottel aus ihm gemacht, und er hatte mich längst verloren. Er tat mir leid, und ich schämte mich, aber manchmal packte mich auch die Wut. Wie konnte man nur so grenzenlos naiv sein! Es war ein One-Night-Stand! Oder mehrere. So was kann schon mal passieren. Es war ein Versehen. Es hatte keinerlei Bedeutung.

Für ihn aber sehr wohl. Ich war seine Traumfrau und wohnte zu meinem großen Pech gleich nebenan.

Behutsam versuchte ich, das Ganze einschlafen zu lassen. Ich bat um Abstand. Um Zeit. Was gar nicht so einfach war bei unseren Wohnverhältnissen und meiner pflegebedürftigen Mutter, die dauernd nach ihm rief: Glühbirne hier, Klospülung da. Oh, Rainer war da sehr flexibel. Und seitdem beteuerte er mir, dass ich alle Zeit der Welt hätte, um über eine Beziehung nachzudenken. Dabei gab es nichts nachzudenken. Er dachte aber, dass ich immer noch darüber nachdächte, und half mir folgendermaßen auf die Sprünge:

*Wir
haben uns
lange nicht gesehen,
und ich
möchte dich fühlen,
an mir spüren.
Aber
zwischen uns
ist ein Stacheldraht
aus Fragen,
aus Wenns und Abers.
Ich
umarme
dich
nicht,
weil ich weder dich*

noch mich verletzen will.

Ach, was für eine unschöne Situation! Ich wollte ihm auf keinen Fall wehtun. Aber ihn eben auch nicht heiraten! Leider schien es keinen Mittelweg zu geben.

»Eine Frau MUSS keinen Orgasmus haben. Sie KANN dabei auch an die Decke gucken.«

Apropos Decke: Unter der steckte Mutter mit Rainer. Also im übertragenen Sinn. Nur leider wollte er nicht SIE heiraten. Sondern mich.

2

Erst am nächsten Tag fiel mir Rainers Zettel beim Aufräumen wieder in die Hände. Instinktiv hatte ich ihn zu seinen anderen Gedichten in die Küchenschublade gestopft. Doch diesmal stand ausnahmsweise kein Gedicht, sondern eine Hamburger Telefonnummer darauf. Das Abo, genau! Ich blinzelte in den blauen Sommerhimmel. Es war Samstag, und Mutter machte ihr Schläfchen. In unserer kleinen beschaulichen Vorstadtsiedlung Butterblum standen alle Balkontüren und Fenster offen. Kinderlachen und Schaukelquietschen waren zu hören. Rainers blank geputzter grüner Ford stand in der Einfahrt. Ich meine, Männer, die Ford fahren, sollen doch einfach nur fortfahren! Aber Rainer wollte mit unserer »Beziehung« fortfahren. Welch schreckliches Missverständnis! Obwohl sein Auto da war, hörte ich nichts von Rainer. Bestimmt war er mit seinem megacoolen Elektrofahrrad unterwegs. Auch so was, das für mich gar nicht ging: Mit Helm, Knieschonern und in einem hautengen neonfarbenen Fahrraddress, der sein Beamtenbäuchlein erst recht zur Geltung brachte, pflegte mein Nachbar am Wochenende um den See zu radeln. Um sich vom Nichtstun zu erholen. Und das auch nur, um mir zu gefallen. Ich hatte irgendwann mal angedeutet, dass ich Wert auf Sportlichkeit lege und versuche, nicht aus dem Leim zu gehen. Weshalb ich regelmäßig ein Fitnessstudio besuche. Daraufhin hatte Rainer ganz schlau reagiert: Schau her, ich bin auch sportlich. Ich »bike«. Wow. Cool. Aber noch lieber setzte er sich mit seinem Notizblock auf eine Bank, packte Butterbrot und Thermoskanne aus, fütterte die Schwäne und dichtete, was das Zeug hielt.

*Ich
bin ein Wanderer
auf
einsamen Straßen.*

*Ich
suche alles
und
will es
jetzt,
solange ich noch lebe.*

Damit klang er fast schon so wie meine Mutter: Los, Kind, ich lebe nicht mehr lange. Tu was. Unterhalte mich. Kümmere dich um mich. Sonst bin ich tot, und du bist schuld.

Ich seufzte. Im Gegensatz zu meiner Mutter beharrte ich trotzig auf dem Standpunkt, a) ohne Mann leben zu können oder b) wenn schon, einen Mann von Welt verdient zu haben, egal wie alt und alleinstehend ich auch war. Doch Mutter dachte noch in diesen altmodischen Versorgungskategorien. »Eine Frau ohne Mann ist wie ein Fisch ohne Fahrrad.« Diesen Spruch hatte sie noch nie verstanden: »Fische fahren doch gar nicht Fahrrad! Aber Rainer durchaus! Schau doch nur, Kind, wie viel Mühe er sich gibt.«

Nein, eine Frau ohne Mann war für Mutter ein hilfloses Wesen, das am Hungertuch nagen muss. Sie selbst hatte diese schreckliche Erfahrung nämlich machen müssen: Als Vater starb, war ich erst vierzehn, und sie hatte große Angst, uns nicht durchzukriegen. Sie hatte keinerlei Berufsausbildung. Und dann wurde sie auch noch so krank, dass sie nicht mal putzen gehen konnte. Wir lebten zu zweit in einer Besenkammer und wussten nicht, wie es weitergehen sollte. Zu allem Überfluss passierte mir auch noch diese entsetzliche Geschichte. Eine Geschichte, über die ich nie, nie wieder nachdenken wollte. Nein, diese Zeit war endgültig vorbei. Ich hatte einen Schlussstrich darunter gezogen. Das Leben war weitergegangen. Schon lange.

Ich straffte mich. Die Zeiten hatten sich zum Glück geändert. Ich war nicht auf einen Mann angewiesen – weder auf seine Frührente noch auf seinen Bohrer (ich meine natürlich den vom Baumarkt). Ich verdiente mein eigenes Geld, war frei und unabhängig, liebte meine zwei besten Freundinnen Billi

und Sonja, die ich regelmäßig im Fitnesscenter traf, konnte mit einem Computer umgehen und eine Zeitschrift abonnieren. Wenn es denn sein musste, auch über das Internet. Ach, wie schön es jetzt wäre, den neuesten *Stern* zu lesen, ganz in Ruhe auf dem Balkon. Wie schön es doch wäre, das aktuelle Exemplar jeden Donnerstag im Briefkasten zu haben. Am Wochenende würde ich mich dann den Rätseln widmen. Einfach nur abschalten und die Füße hochlegen. (Großartig weg konnte ich ja nicht. Wegen Mutter.) Ich warf einen erneuten Blick auf besagten Zettel, ohne auch nur im Geringsten zu ahnen, dass er mein Leben von Grund auf ändern sollte. Obwohl ich nicht damit rechnete, am Wochenende jemanden zu erreichen, griff ich zum Telefon und wählte die Hamburger Nummer. Nach dreimaligem Klingeln wurde abgehoben.

»Stiller«, meldete sich eine Männerstimme.

Oh. Das war der, von dem Rainer mir erzählt hatte. Der war bestimmt ganz heiß darauf, endlich ein Abo zu verkaufen. Ich räusperte mich. »Mein Name ist Bergmann. Toll, dass Ihr Büro auch am Wochenende ...«

»Danke für Ihren Rückruf«, unterbrach mich der Mann. Er hatte eine tiefe, sonore Stimme und klang auf einmal ganz aufgeregt.

»Carin Bergmann?«

»Ja?«

»Carin mit C?«

»Ähm ... ja?!«

»Geboren am 7. Juli 1967 in München?«

»Ja! Genau die bin ich!«

»Wohnhaft von 1979 bis 1983 in Tutzing am Starnberger See?«

»Ja!« Der Mann war aber gut informiert!

»Die Carin Bergmann, die ins Liebfrauen-Gymnasium gegangen ist?«

»Äh ... ja?« Meine Güte, was das Internet doch alles für Informationen über einen ausspuckte! Und das, obwohl ich doch nur ganz arglos eine Illustrierte abonnieren wollte! Vielleicht wusste er auch noch meine damaligen Lieblingsfächer Musik und Turnen? Oder den Namen meines Lateinlehrers, Eberhard Brünger, der mich mit einer Vier minus durchs große Latinum gebracht hatte?

Doch der engagierte Mitarbeiter aus Hamburg hatte eine noch viel größere Überraschung für mich parat. Herr Stiller wusste sogar, dass meine Mutter Paula hieß. »Sie machen Ihren Job aber gründlich«, lobte ich den fleißigen Mann. (Das hätte Mutter auch getan.) »Und das am Samstag, mitten in den Sommerferien!« Bestimmt hatte der nichts Besseres zu tun, als Leute zu googeln und sie mit solchen Informationen zu beeindrucken.

»Sie sind ledig und Leiterin der städtischen Bibliothek?«

»Auch das ist korrekt.«

»Sie leben mit Ihrer Mutter im Maiblümchenweg 17 a?«

»Sie sind ein Ass!« Ich lachte. »Bestimmt kennen Sie auch die Farbe unserer Wohnzimmertapete!«, scherzte ich. »Und was es heute Mittag bei uns zu essen gab?«

»Nein.«

»Aber dass unser Nachbar Rainer Frohwein heißt, wissen Sie. Sonst hätten Sie ja nicht bei ihm angerufen.«

»Ich konnte Sie persönlich nicht erreichen«, sagte der übereifrige Mensch. »Ich bitte um Entschuldigung.«

»Ich wollte eigentlich nur den *Stern* abonnieren«, erklärte ich. »So dringend, dass Sie deshalb extra bei meinem Nachbarn anrufen müssen, ist das auch wieder nicht.«

Der Mann vom Verlag räusperte sich verlegen. In der Leitung blieb es lange still. Merkwürdig. War das irgendein Trick für die »Versteckte Kamera«? Hockte der Mann in Wahrheit mit einem Fernglas hinter der Hecke? Ich überlegte gerade, ob mein gut informierter Gesprächspartner auch noch mein Gewicht, mein Lieblingsgericht und den Farbton meiner Strähnchen kannte, als er eine Frage stellte, die mir komplett den Atem verschlug.

»Und waren Sie 1983 als Leiterin der Katholischen Jugend im Ferienlager Ried am Wolfgangsee?«

Mein Herz begann zu rasen. An diese Zeit wollte ich NICHT erinnert werden. Nie mehr. Auch nicht von einem Abo-Verkäufer aus Hamburg oder wer immer der war.

»Ja«, flüsterte ich mit trockener Kehle. »Aber das ist wirklich vollkommen uninteressant. Ich wollte nur eine Zeitschrift abonnieren.«

»Dann kannten Sie auch den damaligen italienischen Austauschvikar Alessandro Bigotti?«

Meine Beine gaben nach. Ich hörte ein Klirren, als ich aus Versehen irgendwas vom Tisch fegte, bevor ich aufs Sofa sank. Die Vase mit Rainers Blumenstrauß. Eine übel riechende Lache breitete sich auf dem Teppich aus.

»Wer sind Sie?«, hörte ich mich flüstern. »Was wollen Sie von mir? Lassen Sie mich in Ruhe!« Ich wollte ihn anschreien, diesen unheimlichen Störenfried. Aber ich schrie nicht. Ich bekam keinen Laut heraus. In meinen Ohren dröhnte es, als hätte sich ein Düsenjäger in meine Gehörgänge verflogen. Das war doch nicht ... Das konnte doch nicht ... Warum heute? Warum jetzt? Es rauschte im Hörer. Es rauschte in meinem Kopf. Ich wollte etwas sagen, egal was, konnte aber nicht. Der Mann namens Stiller sagte auch nichts mehr. Er WAR nicht von der Abo-Abteilung des *Stern*. Ich musste die Augen schließen. Bilder tauchten auf. Schöne Bilder, schreckliche Bilder. Er war jemand ganz anderes. Jemand, den ich vor dreißig Jahren im Arm gehabt hatte. Den ich an mich gedrückt und nie mehr hatte hergeben wollen. Er hatte schwarze Haare gehabt. Und dunkelbraune Augen. Er hatte mich unverwandt angesehen, während meine verzweifelten Tränen auf sein niedliches Gesicht getropft waren. Der Mensch, den ich so innig geliebt hatte wie niemanden sonst. Den mir diese kirchliche Organisation weggenommen hatte. Dem ich von Herzen nur das Beste wünschte. Für den ich immer noch betete, auch wenn ich mit diesem Verein nichts mehr zu tun haben wollte. Seit dreißig Jahren hoffte ich jeden Abend vor dem Einschlafen, dass er Menschen gefunden hatte, bei denen er glücklich war. Und diesen Mann hatte ich jetzt am Telefon? Er hatte mich gefunden? Warum rief er mich an? Was wollte er von mir? Das war der Moment, den ich erst jahrelang ersehnt und dann jahrelang gefürchtet hatte! Ich telefonierte mit dem Menschen, den ich verzweifelt hatte vergessen wollen und von dem ich nach wie vor jede Nacht träumte. Den ich erst vergeblich gesucht und dann aus meinen Erinnerungen verbannt hatte.

Die Einzige, die ihn damals noch gekannt hatte, war meine Mutter. Sie hatte mir in der Klinik bei dieser entsetzlichen Trennung beigestanden. Damals hatte ich nicht geahnt, dass es eine Trennung für immer sein würde. Es sollte doch nur vorübergehend sein. Bis es Mutter besser ging. Bis ich einen Job gefunden hatte. Dieses schreckliche, nie mehr angesprochene Geheimnis verband Mutter und mich. Ein Geheimnis, das mich daran hinderte, eine feste Beziehung einzugehen, eine Familie zu gründen, mich frei zu fühlen, mein Leben zu genießen. Ich fühlte mich schuldig. Jede Sekunde meines Lebens. Sine wegen. Wegen dieses Mannes, den ich jetzt am Telefon hatte.

In meinem Kopf herrschte nichts als Chaos. Wieso hieß er Roman Stiller? Das passte doch überhaupt nicht zusammen! Er hieß doch ... Nein! Wie er sich jetzt nannte, konnte ich doch gar nicht wissen! Nicht mal meine zwei besten Freundinnen Billi und Sonja kannten dieses Geheimnis. Aber dieser Mann am anderen Ende der Leitung kannte es.

Ich spürte, wie mein Magen sich zusammenzog. Minutenlang starrte ich auf die Scherben der Vase, auf die Scherben meines bisherigen Lebens. Warum? Warum heute? An einem ganz normalen Samstag im Juli? Ich presste den Hörer ans Ohr. Hatte er noch weitergesprochen? Hatte er noch etwas gesagt? Oder hatte er aufgelegt?

Er war noch dran. Er atmete. Auch er war tief bewegt. Mir war, als hörte ich sein Herz durch die Leitung schlagen. Mein Mund formte ein O. Mit letzter Kraft brachte ich meine Stimmbänder zum Schwingen und einen heiseren, krächzenden Ton hervor.

»Oliver«, flüsterte ich. »Bist du das?«

3

Es war Oliver. Es war mein Sohn.

Er hieß nur nicht mehr Oliver, sondern Roman Stiller. Und er arbeitete als Journalist bei einem Verlag in Hamburg. Aber nicht beim *Stern*. Es war ein sportwissenschaftlicher Verlag, der Fachbücher und Fitnessratgeber herausgab oder so was in der Richtung. Sosehr ich auch versuchte, die Informationen zu verarbeiten, so fassungslos war ich über die Tatsache, dass er mich gefunden hatte. Nach dreißig Jahren.

Ich hatte damals alles versucht, um ihn zu finden. Alles. Schon drei Monate nach dem schrecklichen Tag, an dem sie Oliver holten, hatte ich meine Unterschrift bitter bereut. Dabei hieß es doch in diesem unseligen Dokument ausdrücklich, ich erkläre mich bereit, das Kind »in Pflege zu geben«. Und nicht zur Adoption freizugeben! Aber nach drei Monaten war Oliver spurlos verschwunden. Die kirchliche Organisation wollte mir keine Auskunft geben. Das dürfe sie nicht. Im Interesse des Kindes. Ich war damals fast gestorben vor lauter Kummer. Mutter war zu dieser Zeit sehr krank gewesen. Es hieß, sie habe nicht mehr lange zu leben. Ich war knapp siebzehn. Die Kirche hatte sich gekümmert. Um Mutter. Um mich. Um Oliver. Die Kirche hatte alles geregelt. Diskret. Der alte Schmerz loderte wieder auf.

Mutter hatte überlebt. Ich auch. Während Oliver das Leben eines Roman Stiller in Hamburg geführt hatte. Er klang gebildet, war erwachsen geworden. Ich bekam bloß vage mit, was er sagte, denn ich wollte nur eines wissen, nämlich ob er eine schöne Kindheit hatte. Ob es ihm auch an nichts gefehlt hatte. Und ob seine »Eltern« lieb zu ihm waren!

»Und, Oliver, ist es dir gut ergangen?« Ich unterbrach ihn einfach. Er redete schon seit Minuten auf mich ein, und erst jetzt fiel mir sein leicht norddeutscher Akzent auf. Er berichtete mir gerade von seinem beruflichen

Werdegang, von seinen Auslandsreisen, Fremdsprachenkenntnissen und sportlichen Aktivitäten. Golf war seine Leidenschaft. Skifahren. Wassersport. Er war verheiratet, lebte in Hamburg, und seine Frau hieß Silke. Die beiden hatten zwei süße kleine Kinder, Laura und Max, und ein drittes war gerade unterwegs. Alles war gut. Ich konnte kaum fassen, dass ich Enkelkinder hatte. Wie denn auch! Bis noch gerade eben war ich eine mehr oder weniger alleinstehende Frau gewesen. Eine alte Jungfer, die irgendwann einsam enden würde. Wenn Mutter nicht mehr wäre. Dann hätte ich die Wahl: Rainer oder keiner.

Und nun würde ich – eine Familie haben? Sie kennenlernen?

Mutter!, schoss es mir durch den Kopf. Was würde sie für Augen machen, wenn ich ihr das gleich erzählte: Mutter, ich habe meinen Sohn gefunden! Nach dreißig Jahren! Oliver hat sich gemeldet! Du hast einen Enkel! Du hast Urenkel! Ich selbst bin schon Großmutter! Wir werden sie alle kennenlernen, wir fliegen nach Hamburg! O Gott, ich konnte es kaum fassen. Ein jähes Glücksgefühl brach sich Bahn. Nichts war mehr so wie vorher, eine ganz neue Welt lag vor mir.

Immer wieder hatte ich sie mir ausgemalt, diese – LEUTE. Eine Frau und einen Mann, die in dieses Entbindungshaus, diese Einrichtung für junge ledige Mütter gekommen waren, wo ich Oliver geboren hatte. Wo Schwester Mathilde eines Tages kam und sagte, jetzt sei jemand für Oliver da, und ich müsse ihn hergeben. Schwester Mathilde hatte selbst ein uneheliches Kind. Über den Vater verlor sie keine Silbe. Auch sie hatte in dieser Klinik entbunden, ihr Kind aber zur Adoption freigegeben. Danach war sie Nonne geworden. Sie half mir bei der Entbindung und beim Ausfüllen der Dokumente. Sie tröstete mich und sagte, das sei für alle die beste Lösung. Man komme darüber hinweg. Man müsse nur Gott um Verzeihung bitten. Was die (geistlichen) Kindsväter beteten, stand nicht zur Debatte. Sie sollten in Ruhe Karriere machen.

Oliver war damals knapp vier Wochen alt. Ich hatte ihn Tag und Nacht bei mir, in diesem Kämmerchen im Entbindungsheim, wo die jungen ledigen Mütter schwanger durch den Hintereingang kamen und ohne Kind wieder gingen, während die Adoptiveltern den Vordereingang benutzten. Vor dem

sie ihren großen schicken Wagen mit Kindersitz parkten, um anschließend mit einem Bündel im Arm übergücklich wegzufahren.

Wir waren damals tief in der katholischen Kirche verwurzelt, Mutter und ich. Nachdem mein Vater so plötzlich gestorben war, hatte sie uns Halt gegeben mit ihren fürsorglichen Menschen, dem Chor, in dem Mutter sang, und der Jugendgruppe, in der ich damals ein zweites Zuhause fand. Mit sechzehn übernahm ich die Leitung der Kindergruppe, organisierte Theateraufführungen, Ausflüge, Freizeiten. So wie die am Wolfgangsee. Im Sommer 1983 war das gewesen. Ich schloss die Augen und sog noch einmal diese warme, würzige Luft ein. Moos. Weiches dunkelgrünes Moos unter nackten Füßen. Ein herrlicher Sommer. Ein Jahrhundertsummer, wie die Leute sagen. Der blaugrüne See, die Berge, der wolkenlose Himmel, die rauschenden Wälder, die lauen Nächte, die Neugier und Lebensfreude ... Es war wie ein schöner Traum. Eine Kinderfreizeit: lautes Lachen, ausgelassenes Herumtoben, Gesang am Lagerfeuer. Ich stand an der Schwelle zum Erwachsenwerden. Vikar Alessandro Bigotti aus Italien betreute die Jungen, ich die Mädchen. Er konnte wunderbar Gitarre spielen und mit tiefer Stimme dazu singen. Sofort kam mir mein Lieblingslied wieder in den Sinn: *»Herr, deine Liebe ist wie Gras und Ufer, wie Wind und Weite und wie ein Zuhause.«*

Ja, die Kirche war für mich ein zweites Zuhause gewesen. Und er – eine Art Vaterersatz. Er war um einiges älter als ich. Ein erwachsener Mann. Ein toller Mann. Ein unerreichbarer Mann. Ich schloss die Augen: Genau dreißig war er damals! So alt wie jetzt ... unser ... Sohn! Ich riss mich aus meinen Erinnerungen, atmete schwer. Ich hatte ihn am Telefon, hier und jetzt!

»Oliver, was hattest du für Eltern?«, hakte ich nach. Wenn ich jetzt zu hören bekam, dass er in gute Hände gekommen war, wären dreißig Jahre voller Gewissensqualen endlich vorbei! Dieser Anruf könnte mich endlich erlösen!

»Ich kann Sie beruhigen ...«

Er SIEZTE mich, mein Sohn siezte mich!

»Ich hatte wunderbare Eltern. Aber das habe ich Ihnen doch schon erzählt!«

»Oh, bitte, Oliver, erzähl es mir noch mal«, unterbrach ich ihn. »Ich habe vor lauter Schreck kaum etwas verstanden!«

»Ich heiÙe Roman«, sagte mein Sohn. »Roman Stiller.«

»Ja, natürlich. Verzeihung. Daran muss ich mich erst gewöhnen.« Im selben Moment hörte ich ein Geräusch aus dem Flur und zuckte zusammen. O nein! Nicht jetzt! Ich sah Mutters Umrisse durch den Milchglaseinsatz in der Wohnzimmertür. Sie sollte doch gar nicht mehr alleine laufen! Ich sah, wie sie mühsam die Toilette aufsuchte. Normalerweise wäre ich jetzt aufgesprungen und hätte ihr geholfen. Doch meine Beine versagten ihren Dienst. Ich konnte doch jetzt nicht sagen: »Warte mal kurz, Junge, bleib dran, ich muss deine Oma aufs Klo begleiten!«

»Meine Eltern waren das Beste, was mir passieren konnte«, sagte Oliver mit seiner sonoren Stimme.

Das gab mir einen schmerzhaften Stich. Das Beste, was ihm passieren konnte, wäre ICH gewesen! Sie waren nur das Zweitbeste! Ein dicker KloÙ steckte mir im Hals. Trotzdem. Es war ihm gut ergangen. Mehr wollte ich gar nicht wissen, oder etwa doch? Ich schluckte. War es nur Erleichterung oder auch Schmerz, die mir Tränen in die Augen trieben?

»Mein Vater ist Reeder und besitzt einige Kreuzfahrtschiffe, auf denen ich einen Großteil meiner Kindheit und Jugend verbracht habe. Stiller Cruises. Kennen Sie sicher. Ich habe Ihnen doch schon meine Reisen nach Amerika, Australien, Asien und in die Südsee geschildert!«

»Ja, natürlich«, flüsterte ich. Ich kannte keine Stiller Cruises. So etwas ließ unser Geldbeutel nicht zu. »Und deine – ähm – Mutter?« Dieses Wort wollte mir so gar nicht über die Lippen. Sollte ich ihn auch siezen? Ich räusperte mich und versuchte es erneut. »Ihre Mutter? War sie immer mit dabei?«

»In den Schulferien sind wir auf Vaters Schiffen mitgereist.« Oliver lachte leise. »Doch irgendwann wurde uns das zu langweilig. Dann sind wir an Land geblieben, wir zwei. Wir waren ein Herz und eine Seele.«

Autsch! So genau wollte ich es auch wieder nicht wissen. Gern hätte ich eingestret, dass auch meine Mutter und ich ein Herz und eine Seele waren,

aber ich brachte kein Wort über die Lippen.

Er machte eine kleine Pause, räusperte sich. »Aber meine Mutter ist vor Kurzem gestorben.«

Nein!, wollte ich brüllen. Ist sie nicht! Sie LEBT! Sie sitzt hier und telefoniert mit dir! Aber ich hörte mich höflich sagen: »Oh, Oliver, das tut mir entsetzlich leid!«

»Ich heiÙe Roman«, wiederholte der Mann am Telefon, der mein Sohn war.

»Entschuldige, ich bin so durcheinander.« Ich hatte dreißig Jahre lang »Oliver« gespeichert, wie sollte ich das in wenigen Minuten in »Roman« ändern? Oliver, nein, was sag ich, Roman machte eine kleine Pause. Dann sprach er weiter: »Mutters Tod belastet mich sehr. Sie war die beste Mutter der Welt. Sie hat alles für mich getan. Ich habe sie vergöttert. Sie fehlt mir.«

Mein Herz wusste nicht mehr ein noch aus vor Schmerz. Musste er mir das gleich beim allerersten Telefonat sagen? Einerseits wollte ich es wissen, andererseits wollte ich hören, dass er MICH vermisst hatte, MICH brauchte und nun zu MIR zurückkehren würde. Was für egoistische Gedanken! Ich musste mich am Riemen reißen. Ein Kinderreim aus dem Ferienlager am Wolfgangsee schoss mir durch den Kopf. In diesem Zusammenhang schien er mich grausam zu verhöhnen: *Verschenkt ist verschenkt. Wieder holen ist gestohlen.*

Die Klospülung rauschte. Mutter machte sich im Bad zu schaffen. Ich hörte sie am Waschbecken hantieren. Ein Zahnputzbecher fiel um. Wie elektrisiert zuckte ich zusammen. Sie brauchte meine Hilfe! Doch ich konnte dieses Gespräch unmöglich beenden.

»Ich kann Sie gut verstehen«, versuchte ich den Gesprächsfaden nicht abreißen zu lassen. »Auch MEINE Mutter steht mir sehr, sehr nahe. Sie ist schon geseignete einundneunzig!«

»Aha«, sagte er. »Dann habe ich ja noch eine biologische Großmutter.«

»Genau!«, erwiderte ich schnell. »Und ich biologische Enkelkinder.«

Biologisch. Wie das klang. So amtlich, nach Brief und Siegel. Eine Pause entstand.

»Ich möchte nicht, dass dieses Telefonat irgendwelche Verpflichtungen nach sich zieht«, sagte er schließlich. »Ich wollte nur wissen, ob Sie auch

wirklich meine Mutter sind.«

»Ja«, beeilte ich mich zu sagen. »Klar.«

Was denn für VERPFLICHTUNGEN?

»Mein Vater war sowieso vehement dagegen, dass ich Sie anrufe.«

»Das kann ich verstehen«, sagte ich schnell. »Besonders zu diesem traurigen Zeitpunkt.«

»Wollen Sie denn gar nicht wissen, wie ich Sie gefunden habe?«

»Doch!«, rief ich laut. Aus dem Badezimmer kam ein lautes Poltern. Mutter würde doch nicht vom Hocker gefallen sein? Meine Stimme bebte. »Bitte erzählen Sie es mir!«, sagte ich drängend.

»Ich habe die Tagebücher meiner Mutter gelesen«, verkündete Oliver. »Nach ihrem Tod natürlich.« Er schwieg.

»Natürlich. Verstehe.« Ich spürte, wie mich ein irrationaler Groll erfasste. Sonst hätte er es NIE erfahren, oder was?! Und ich hätte ihn NIE wiedergefunden?

»Carin!«, kam ein dünnes Stimmchen aus dem Badezimmer. »Carin!«

O Gott! Mutter brauchte mich! Sie war gestürzt! Ich musste ihr helfen! Wie konnte ich jetzt diesen – Roman/Oliver dazu bringen, am Telefon zu bleiben? Während ich mit einem Ohr angestrengt zum Bad hinüberlauschte, presste ich mein anderes verzweifelt an den Hörer. Mein leiblicher Sohn redete wie ein Wasserfall und ließ mir nicht die geringste Chance, zu Wort zu kommen. Wenn ich das mit halbem Ohr richtig mitbekam, hatte er tatsächlich erst aus den Tagebüchern von seiner Adoption erfahren. Sein Vater war stinksauer, anscheinend hätte das Ganze ein wohlgehütetes Geheimnis bleiben sollen. Kein Wunder, dass der Reeder von Olivers Idee, mich anzurufen, nicht begeistert war. Andererseits ... Ich schüttelte den Kopf. Wie hatten sie einem erwachsenen Mann so lange verheimlichen können, dass er adoptiert war? Spätestens bei seiner Heirat hätte er doch ... Nervös fuhr ich mir durchs Haar. So genau kannte ich die Regeln nicht. Vielleicht galten in Hamburg andere Bestimmungen als in Bayern?

»Carin!«, kam es flehentlich aus dem Bad. »Hilfe! Carin!«

Mir schwante Schlimmes.

»Oliver, ähm, Roman, also, Herr Stiller, ich MUSS Sie leider unterbrechen«, rief ich gehetzt. »Meine Mutter ist gestürzt! BITTE bleiben Sie dran, ich muss ihr nur kurz aufhelfen!«

Mit diesen Worten ließ ich das Telefon neben Rainers sterbende Rosen fallen und eilte ins Bad. Mutter lag im Nachthemd auf dem Boden und hielt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht das Bein. »Carin! Warum telefonierst du denn einfach weiter?«, wimmerte sie

Ich fühlte mich furchtbar. Ich war eine Rabentochter. Sie war im wahrsten Sinne des Wortes vom Hocker gefallen! »Mutter, du sollst doch nicht allein ...« Ich sah mein rot geflecktes Gesicht im Badezimmerspiegel.

»Au, Carin! Ich glaube, da ist was gebrochen!«

»Oh, Mutter, du glaubst ja nicht, wer da angerufen hat – das heißt, ich habe IHN angerufen, und er ist immer noch dran ...« Ich sah mir ihr Bein an und entdeckte eine klaffende Wunde. »Um Himmels willen, Mutter!«

»Au! Ich glaube, ich werde ohnmächtig ...« Mutter verdrehte die Augen.

Entsetzt starrte ich auf den Knochen, der aus ihrem Bein ragte. Blut färbte den Klovorleger rot. Mir wurde schlecht. Das war alles zu viel für mich. Der reinste Albtraum! Noch vor zwanzig Minuten war das ein ganz normaler Samstagnachmittag gewesen! Ich hatte mich doch nur mit einem Unterhaltungsmagazin auf den Balkon setzen und Rätsel lösen wollen. Aber doch nur welche zum Zeitvertreib und keine, die mein ganzes Leben auf den Kopf stellten.

»Warte, ich hole Hilfe!«, stieß ich erstickt hervor. Meine Gliedmaßen zitterten so sehr, dass ich auf allen vieren zurück ins Wohnzimmer kroch. Meine Hände hinterließen Blutspuren an Tür und Tapete. Panisch griff ich nach dem Hörer. »Oliver, ich rufe zurück!« Ich drückte die Auflegetaste und rief die Rettung.

Als zwei Sanitäter die Trage mit meiner Mutter in den Krankenwagen schoben und sich eine Traube aus neugierigen Nachbarn um uns scharte, zitterte ich am ganzen Leib. Meine Hände waren eiskalt und klamm. Fassungslos starrte ich auf die kaum wahrnehmbare Erhebung unter dem Laken, auf Mutters spitze Nase in ihrem leichenblassen Gesicht. Ihre magere Hand tastete suchend nach mir, doch der junge, bullige Sanitäter warf schon

die Tür zu. Verzweiflung ergriff von mir Besitz. Alles war meine Schuld! Mutter durfte jetzt nicht sterben, nicht jetzt! Ich starrte auf meine Hände und Knie, an denen Mutters Blut klebte. Die Nachbarn mussten ja denken, ich hätte versucht, sie abzumurksen! Das Blaulicht ging an, die Gaffer wichen zur Seite, und der Wagen raste mit Tatütata aus unserer verkehrsberuhigten Wohnstraße. Mit hängenden Schultern stand ich da. Ich hatte den Sanitätern gesagt, ich werde mich waschen, frische Klamotten anziehen und dann mit dem eigenen Wagen ins Krankenhaus kommen. Verzweifelt wühlte ich in meinen Jeanstaschen. Wo war nur der Schlüssel? Die Haustür war ins Schloss gefallen. Hilflos wie ein kleines Kind stand ich da und wäre am liebsten im Boden versunken.

Da entdeckte ich ein Augenpaar, das mir vertraut vorkam. Von unter einem Helm schaute es mich besorgt an. Ein Elektrofahrrad wurde achtlos in den Kies geworfen, gleich darauf lag der Helm daneben. Ein verschwitzter, rötlich behaarter Arm streckte sich nach mir aus.

»Carin, Schnuckelmaus, was ist denn passiert?«

Auch wenn ich mir das »Schnuckelmaus« in jeder anderen Situation energisch verboten hätte: Jetzt warf ich mich schluchzend in Rainers Arme.

4

Um Mutter war es nicht gut bestellt. Sie hatte aus unerklärlichen Gründen versucht, auf den Badezimmerhocker zu klettern, den ich benutzte, wenn ich die Fenster putzen oder etwas im Schrank verstauen wollte. Mit ihren einundneunzig Jahren hatte sie den Ehrgeiz gehabt, aus dem obersten Fach des Badezimmerschränkchens ein Medikament zu holen, das ich mit Recht vor ihr versteckt hatte! Angeblich hatte sie mich nicht beim Telefonieren stören wollen. Das war mal wieder typisch meine Mutter! Der reinste Altersstarrsinn. Jedenfalls war sie gegen die Heizung gefallen und hatte sich das Bein regelrecht aufgeschlitzt. Viel mehr konnte mir der Arzt auch nicht sagen, als ich mit Rainer in der Notaufnahme des Krankenhauses ankam: Sie müsse operiert werden, man hoffe, die große Beinwunde werde wieder gut heilen. Aber: »In diesem Alter kann das schwierig werden. Wenn wir Pech haben, müssen wir amputieren!«

»Um Gottes willen!« Erneut sank ich in Rainers tröstende Arme. »Das wird meine arme Mutter nicht verkraften!«

»Schnuckelmaus, bleib ganz ruhig.« Rainer klopfte mir besänftigend auf den Rücken. Ich war so geschockt, dass ich die Schnuckelmaus kommentarlos im Raum stehen ließ. Dass der Arzt kaum merklich die Brauen hochzog, veranlasste mich, schamesrot auf den Linoleumfußboden zu starren.

Rainer besprach geistesgegenwärtig noch dies und das mit dem Arzt, weil ich dazu nicht mehr in der Lage war. Behandlung erster Klasse, Einzelzimmerzuschlag – das Übliche. Über mich und meinen sicheren Job war Mutter wenigstens privat versichert. Ich war so erleichtert, dass Rainer da war!

Anschließend führte er mich zu seinem grünen Auto, das ich auf einmal gar nicht mehr so scheußlich fand. Rainer, mein Retter, gurtete mich

fürsorglich an, stellte mir den Beifahrersitz richtig ein und sah mich von der Seite an: »Das war ja heute ein schwarzer Tag für dich, Schnuckelmaus!«

Ich massierte mir die pochende Stirn. Als er losfuhr, lehnte ich ermattet den Kopf an die Kopfstütze: »Es war kein schwarzer Tag, Rainer! Ich habe meinen Sohn gefunden!«

Sein Kopf fuhr zu mir herum: »Was? Du hast einen ...«

»Guck auf die Straße!«, rief ich mit letzter Kraft. Fast wäre Rainer mit einem Moped zusammengestoßen. Noch mehr Unfallopfer konnte ich heute einfach nicht mehr verkraften. »Ja, ich habe einen Sohn.«

»Wie alt?« Erneut sah er zu mir hinüber.

»Dreißig. Bitte, Rainer, ich werde wahnsinnig, wenn du so schlingerst.«

Rainer bog rechts ab, wobei er fast einen Radfahrerkollegen umnietete, der ihm wild klingelnd den Vogel zeigte. Dann hielt er vor einem Biergarten, aus dem fröhliches Stimmengewirr zu hören war.

»Ich kann jetzt auch nicht mehr fahren. Lass uns ein Bier trinken.«

Der Radfahrer von vorhin humpelte an uns vorbei und tippte sich an den Helm. Er murmelte etwas wie »Du dämlicher Idiot!«, was ich geflissentlich ignorierte.

Arm in Arm betraten Rainer und ich den Biergarten. In jeder anderen Situation hätte ich mich freundlich, aber bestimmt aus seiner Umklammerung befreit, aber jetzt ließ ich es geschehen. Vermutlich wäre ich sonst zusammengesackt.

Ah, das Gartenlokal kannte ich! Als Mutter noch gut gehen konnte, war ich ein paarmal zu Kaffee und Kuchen mit ihr hier gewesen. Man konnte herrlich am See sitzen und seinen Gedanken nachhängen. Wie oft hatte ich meine Liebe zu Oliver diesen sanften Wellen anvertraut? Bunte Lampions hingen in den Bäumen, Gläser klangen, und es roch köstlich nach Gegrilltem. Die Welt drehte sich einfach weiter, als wäre nichts gewesen. An der Schänke standen mehrere Männer mit ledernen Schürzen. Sie lachten laut und zapften Bier in riesige Krüge. Eine energische Kellnerin balancierte üppige Salatteller an uns vorbei. Ich war mir sicher, nie wieder etwas essen zu können. Aber mir war nach sehr viel Alkohol.